

(Nachdruck verboten.)

38]

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Karoline war plan- und ratlos, in ihrem tiefsten Innern erschüttert; schon war sie entschlossen, nicht mehr abzureisen, weil im Orient der Erfolg ein vollständiger zu sein schien und das Schlachtfeld in Paris sich befand, aber sie war noch unfähig, sich zu beruhigen, ihr Herz blutete immer noch fort.

Frau Karoline erhob sich und drückte ihre Stirn an die Scheiben eines Fensters, welches nach dem Garten des Hotel Beauwilliers ging. Die Nacht war herangeritten, sie sah nur einen schwachen Lichtschimmer in dem kleinen, entlegenen Gemach, wo die Gräfin und ihre Tochter ihr Leben zubrachten, um nichts zu beschmutzen und möglichst wenig Feuer zu brauchen.

Hinter den dünnen Musselinvorhängen bemerkte sie das Profil der Gräfin, die selbst irgend ein Stück Wäsche flüchtete, während Alice Aquarellbilder malte, eine Dugendware, die sie wohl heimlich verkaufte. Ein Unglück war über ihr Haus gekommen: die Erkrankung ihres Pferdes hatte sie zwei Wochen lang ans Zimmer gefesselt, da sie sich nicht dazu herbeiliegen, sich zu Fuß zu zeigen, und vor den Kosten einer Wagenmiete zurückzusehen. In dieser so heldenmütig verborgenen Geldnot wurden sie nunmehr von einer Hoffnung tapfer aufrecht gehalten, von dem fortwährenden Steigen der Aktien der Universelle, von diesem schon sehr erheblichen Gewinn, den sie hell aufschimmern und in einem Goldregen niederfallen sahen, an jenem Tage, wo sie zum höchsten Kurs verkaufen würden. Die Gräfin versprach sich schon ein wirklich neues Kleid und träumte von vier Diners monatlich während des Winters, ohne deshalb vierzehn Tage lang von Wasser und Brot leben zu müssen. Alice lachte nicht mehr mit erheuchelter Gleichgültigkeit, wenn die Mutter vom Heiraten sprach, sondern hörte mit leise zitternden Händen zu und begann zu glauben, daß es vielleicht Wirklichkeit werden, daß auch sie vielleicht einen Mann und Kinder haben könnte. Während Frau Karoline in die kleine brennende Lampe sah, fühlte sie, wie tiefe Ruhe und wahre Nahrung in ihr aufstiegen; es wurde ihr mit einem Male klar, daß ja wieder das Geld, die bloße Hoffnung auf Geld genügte, diese beiden armen Geschöpfe zu beglücken. Wenn Saccard sie reich machte, würden sie ihn nicht segnen? Blicke er nicht für sie der Wildthätige und Gute? Ist denn die Güte nicht überall vorhanden, selbst bei den Schlimmsten, die immer für irgend jemand gut sind, die inmitten des Hasses und des Fluches einer ganzen Menge vereinzelte demüthige Stimmen für sich haben, welche ihnen danken und sie verehren?

Bei diesem Gedanken flog ihr Geist dem „Heim der Arbeit“ zu, während ihre Augen in der Finsternis des Gartens sich verloren. Am Tage zuvor hatte sie im Namen Saccards, einem Gedenktag zu Ehren, Spielzeug und Süßigkeiten ausgeteilt, und unwillkürlich mußte sie bei der Erinnerung an die lärmvolle Freude der Kinder lächeln. Seit einem Monate war man mit Victor besser zufrieden, sie hatte befriedigende Zeugnisse bei der Fürstin von Orviedo gesehen, mit welcher sie zweimal wöchentlich ausführlich über die Anstalt redete. Bei diesem plötzlich auftauchenden Bilde Victors mußte sie sich wundern, daß sie in ihrem Anfall von Verzweiflung, als sie fort wollte, den Jungen vergessen konnte. Durfte sie ihn so im Stiche lassen und die mit so schwerer Mühe in Angriff genommene gute Handlung gefährden? Immer durchdringender stieg aus dem Dunkel der hohen Bäume ein milder Duft herauf zu ihr, eine Welle unaussprechlicher Entfagung und göttlicher Duldung, die ihr das Herz weit machte, während das armselige Lämpchen der Damen von Beauwilliers drüben wie ein Stern weiter glommt.

Als Frau Karoline wieder vor ihren Tisch trat, empfand sie einen leichten Schauer. Wie, sie froh ja? Darüber mußte sie lächeln, sie, die sich rühmte, im Winter kein Feuer zu brauchen. Es war ihr, als komme sie verflücht und gekräftigt aus einem eiskalten Bade, mit ganz ruhigem Puls. An den Tagen heiterer Gesundheit stand sie morgens so auf. Dann kam ihr der Gedanke, ein neues Holzstuck nachzulegen. Als sie sah, daß das Feuer aus war, unterhielt sie sich damit, es

eigenhändig wieder anzuzünden, anstatt dem Diener zu klingeln. Das war eine große Arbeit, denn sie hatte kein kleines Holz; doch gelang es ihr, die Klöße in Brand zu stecken, indem sie alte Zeitungen einzeln anzündete. Vor der Feuerstätte kniend, lachte sie vor sich hin. Einen Augenblick verharrte sie glücklich und erstarrt in dieser Stellung. So war denn wieder eine ihrer großen Krisen vorüber, und sie hoffte von neuem, — und auf was? Das wußte sie nicht, auf das ewig Unbekannte, das am Ende des Lebens und am Ende der Menschheit winkt. Leben, das genügte wohl an und für sich, damit das Leben fort und fort die Wunden heilte, die es ihr geschlagen hatte. Und wieder einmal gedachte sie der Schiffbrüche in ihrem Dasein, ihrer entsetzlichen Heirat, ihres Glends in Paris, des einzigen Mannes, den sie geliebt und der sie im Stich gelassen hatte. Und nach jedem Zusammensturz hatte sie ihre zähe Energie, die unverwundliche Freude am Leben wieder gefunden, welche inmitten der Trümmer sie stets wieder aufrichtete. War nicht soeben wieder alles zusammengeürzt? Sie kannte ihren Liebhaber angeichts seiner schauerhaften Vergangenheit nicht achten; sie kam sich vor wie eine jener frommen Frauen, die vor elfen Wunden stehen und dieselben morgens und abends verbinden, ohne je eine Heilung zu hoffen. Sie wollte also ihm weiter angehören, obwohl sie wußte, daß er andren gehörte, und würde nicht einmal versuchen, jenen Nebenbuhlerinnen den Mann streitig zu machen. Sie sollte in einem Feuerofen weiter leben, in der brodelnden Esse der Spekulation, unter der steten Drohung eines Krachs, bei welchem ihr Bruder Ehre und Blut lassen könnte. Trotz alledem stand sie aufrecht und fast sorglos, wie am Morgen eines schönen Tages und genoh freudigen Kampfesmut, indem sie der Gefahr Trotz bot. Weshalb? Aus keinem vernünftigen Grunde, um der bloßen Lust am Leben willen! Ihr Bruder sagte es ihr ja, sie war die unüberwindliche Hoffnung selbst.

Als Saccard heim kam, fand er Frau Karoline in ihre Arbeit vertieft; mit ihrer festen Schrift vollendete sie eine Seite der Abhandlung über die Orientbahnen. Sie blickte auf und lächelte ihm friedlich zu, während er ihr herrlich strahlendes weißes Haar mit den Lippen berührte.

„Sie haben viel laufen müssen, mein Freund?“

„O, endlose Geschäfte! Ich habe mit dem Minister der öffentlichen Arbeiten gesprochen, habe endlich Suret ausfindig gemacht, mußte dann wieder zum Minister, wo nur noch ein Sekretär zu sprechen war . . . Endlich habe ich das bewußte Versprechen für dort.“

In der That hatte er, seitdem er die Baronin Sandorff verlassen, sich keine Ruhe mehr gegönnt und in seinem gewohnten Feuerfeuer sich den Geschäften ganz gewidmet.

Sie handigte ihm Hamelins Brief ein, der ihn hoch entzückte. Sie beobachtete ihn, wie er über den nahen Triumph aufjubelte, und nahm sich vor, ihn von nun an sehr genau zu überwachen und die unaussprechlichen Thorheiten zu hindern. Aber sie brachte es nicht fertig, gegen ihn streng zu sein.

„Ihr Sohn war da, um Sie im Namen der Frau von Jeumont einzuladen.“

Da ereiferte er sich:

„Sie hat mir ja geschrieben . . . Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich heute abend dahin wollte . . . Welche Plage für mich, ich bin so müde.“

Und er ging fort, nachdem er abermals ihr weißes Haar geküßt hatte. Sie ging mit ihrem freundschaftlichen Lächeln voll Nachsicht von neuem an die Arbeit.

VIII.

Am 1. April wurde unter allerlei Festlichkeiten die Weltausstellung von 1867 mit triumphierendem Glanze eröffnet. Es begann die hohe Saison des Kaiserreichs, jene höchste Galasaison, die Paris zum Weltwirthshaus machen sollte, zu einem buntbesagten Wirthshaus voll Musik und Gesang, wo in allen Zimmern geschmaust und gebuhlt ward. Noch nie hatte eine auf dem Höhepunkte ihres Glanzes stehende Regierung die Völker des Erdballs zu einer so riesenhaften Schlemmerei zusammengetrommelt. Aus den vier Ecken der Welt brach der lange Zug der Kaiser, Könige und Fürsten nach den in märchenhaftem Theaterglanz flammenden Quislerien auf.

Um diese Zeit, etwa vierzehn Tage später, weihte Saccard den Monumentalbau ein, den er gewünscht hatte, um der Univerfelle ein königliches Heim zu geben. Sechs Monate hatten genügt. Tag und Nacht war daran gearbeitet worden, ohne eine Stunde zu verlieren; so hatte man dieses nur in Paris mögliche Wunder zuwege gebracht. Jetzt stand die Fassade im Blütenschmuck ihrer Verzierungen da, ein Mittel-ding zwischen Tempel und Konzerthalle, eine Fassade, deren prahlerischer Aufwand die Vorübergehenden stehen zu bleiben zwang. Auch im Innern herrschte prahlender Prunk; die Millionen der Kassen rieselten gleichsam an den Mauern herunter. Eine breite Freitreppe führte zum Sitzungssaal herauf, der rot und gold im Glanze eines Opernsaales prangte. Überall Teppiche, Tapeten, mit blendendem Reichtum ausgestattete Geschäftsräume. In dem Souterrain befanden sich die Abteilungen für Wertpapiere: hier öffneten unergründliche, in den Wänden eingemauerte Geldschränke wie lauter Backöfen ihre tiefen Schilde hinter den Spiegelscheiben der Trennungswände, die dem Publikum einen Blick auf ihre stattliche Reihe gestatteten, wie auf die Fässer der Märchen, in denen die unermeßlichen Schätze der Seen schlummern. Die Wälder, die mit ihren Königen zur Ausstellung heranzuschickten, konnten hier vorbeiziehen: alles stand bereit, der neue Palast harrete ihrer, um sie zu blenden und eins nach dem andren in diese unwiderstehliche, im hellen Sonnenschein erstrahlende Goldfalle zu locken.

Saccard thronte in dem am prunkvollsten ausgestatteten Zimmer, die Möbel waren im Stile Ludwigs XIV., vergoldetes Holz mit Gemüeserfaumet. Das Personal hatte eine Vermehrung erfahren und betrug über vierhundert Angestellte mit ihren Vorständen. Dieses Beamtenheer befehligte Saccard im Glanze eines angebeteten Tyrannen, dem man gern gehorchte, weil er in Gratifikationen sich sehr freigebig zeigte. In Wirklichkeit war er trotz seines einfachen Direktortitels der Herrscher, der über dem Vorsitzenden des Aufsichtsrates und über dem Aufsichtsrat selbst stand. Der letztere hatte einfach seine Anordnungen gut zu heißen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

In den liberalen Kinderbüchern steht man — in Umarbeitung eines angeblich vom Kaiser Siegismund auf dem kostniger Konzil gesprochenen Wortes — als abschredendes Dokument kriechenden Servilismus die Höflingsantwort auf die Bemerkung, daß die Majestät gerührt habe, sich ungrammatikalisch auszudrücken: „Der König steht über der Grammatik.“

So etwas kam, wie gesagt, in den finsternen Zeiten vor, als das aufrechte liberale Bürgertum noch nicht erfunden war. Heute ist derlei nicht mehr möglich; denn in der That das Wort wäre für unsre Verhältnisse des freigesinteten Bürgertums viel zu harmlos und viel zu — ironisch. Wenn heute der Monarch beliebte, sich von den all-gemein gültigen Regeln der Grammatik zu entfernen, so würde man nicht die Unabhängigkeit des Fürsten von der Grammatik sondern im Gegenteil die Abhängigkeit der Grammatik vom Fürsten proklamieren. Professoren würden erstehen und mit hinreichender Gelehrsamkeit beweisen, daß sich die bisherige Grammatik der gewöhnlichen Menschheit geirrt habe und daß der neue allerhöchste Sprachgebrauch eine bedeutende Verbesserung darstelle und durchaus geeignet sei, die Sprache zu vereiteln und überhaupt die Kultur zu erhöhen. Und binnen acht Tagen würden die tonangebenden Kreise bis zum Geheimen Kommerzientrat empor den huldvollst geprägten Sprachschuiger selber anwenden und nach einem Jahre wäre so ziemlich vergessen, daß man dereinst auch grammatikalisch zu sprechen gewagt habe. Und wer dennoch sich erfrehte, dem alten Gebrauch zu fröhnen, der würde als frecher Demonstrant gegen die Monarchie und ruchloser Majestätsbeleidiger der gerechten Strafe nicht entgehen. Der König steht über der Grammatik — so hieß es in der dunklen Zeit des Absolutismus. Der König bestimmt die Grammatik — so ist es Sitte in der aufgeklärten Epoche der unabhängigen Bourgeoisie.

Die herrschenden Klassen Deutschlands versuchen sich durch eine intensive monarchische Schutzfärbung vor der proletarischen Gefahr zu retten und zugleich auf der Institution, der sie sich mit so lächerlicher Nachäffung anpaßten, nach Kräften zu schmarnogen. Von den berühmten Bürger- und Namensugenden, die uns in der Schule gelehrt werden, ist keine mehr sichtbar. Der Hof bestimmt heute allmächtig Geschmack, Neigung, Mode, Ideale, Beschäftigung, Interessen, von der Partbinde bis zur Kunst und den babylonischen Ausgrabungen. Weit über die staatsrechtlichen fast vornämlich schrankenlosen Machtbefugnisse wächst der gesellschaftliche Einfluß hinans, der sich in alle Zweige und Richtungen der Kultur erstreckt und den öffentlichen Geist der Bourgeoisie zu einem Abbild einer herrschenden Persönlichkeit macht. Der Monarch regiert die Kunst, die Wissenschaft, die Presse, insonderheit auch die liberale.

Alles lechzt nach einem Stichwort der Krone. Wie theatralische Galavorstellungen erst beginnen dürfen, wenn der Monarch eingetreten und das Zeichen zum Anfang gegeben, so muß der Fürst auch erst allergnädigst gestatten, daß eine bestimmte Kunst, eine bestimmte Lehre sich hervorwagen dürfe. Auf allen Leistungen der herrschenden Gesellschaft starrt deutlich der Vermerk: Mit besonderem königlichen Privilegio. Und das Kunst- und Wissenschaftsgefinde malt, dichtet, komponiert, baut, forscht, lehrt auf allerhöchsten Befehl. Ganz selten findet sich einmal ein Mann, der auf dem eignen Kopf besteht. Als neulich der treffliche Bildhauer Gaul, ein Proletarierproph, die Weisung erhielt, die ruhenden Adler, die er für's Herrenhaus angefertigt, in preußisch flatternde umzuwandeln, verzichtete er einfach auf den Auftrag. Aber solche schlechte Gesinnung ist Gottlob selten und wird sich sicherlich an dem Frevler rächen.

Die neueste Geschichte der wechsellenden politischen Moden soll hier nicht auf Ursprung und Strömung untersucht werden. Aber der wissenschaftlich-künstlerische Absolutismus mag in ein paar Strichen gezeichnet werden. Kein patriotischer Gesangsverein, der nicht die altniederländischen Gesänge vorträgt — der Hof hat sie propagiert. Kein Dorf, das nicht sein Wilhelm-Denkmal hat — der Hof hat's so gewollt. Keine Schule, die nicht die Schüler mit Flottenbüchern prämiert — es ist der Wunsch der Krone. Das die historische Werk von Chamberlain über das 19. Jahrhundert — niemand kauft sonst solche Bücher — hat Auflage über Auflage erlebt: der Kaiser interessierte sich für den Autor. Wenn der jüngste Roman der Nataly v. Eschtrath, dessen Widmung Wilhelm II. angenommen hat, nicht in Hunderttausenden Exemplaren fortgeht, dann ist im deutschen Volke die künstlerische Einsicht doch noch stärker als der monarchische Trieb. Und wenn noch nicht jede alte Ruine süßvoll ausgebaut ist, dann trägt sicherlich nicht der gute Wille, sondern die nicht ausreichenden Geldmittel die Schuld.

So haben wir uns auch naheinander für die wissenschaftlichen Sensationen der Röntgenstrahlen, der flüssigen Luft, der drahtlosen Telegraphie unbändig interessiert, nachdem das Interesse im Hofbericht legitimiert war.

Die neueste aber und wunderjamste Neigung ist das erstaunliche Interesse der oberen Zehntausend für Babylonien. Zwar die fundamentalen Leistungen der Assyriologen liegen Jahrzehnte zurück. Was heute geboten wird, ist im wesentlichen Popularisation. Dennoch ist plötzlich alle Welt babylonisch erregt. Man muß Keilschriften gesehen haben! Früher war die assyrische Abteilung im Berliner Museum eine Stätte tiefer Einsamkeit, jetzt wird sie hoffentlich dauernd bevölkert sein wie ein Biergarten in Galensee. Selbst die schneidigsten Lieutenants fügen jetzt ihren Gesprächen über Pferde, Abancement und Weiber noch einige Betrachtungen über die Ausgrabungen in Babylon an. Das macht: die Assyriologie ist hoffähig geworden. Und außerdem hat sie gewissermaßen den realen Wert eines Eisenbahn-Unternehmens gewonnen: Das Reich der neuen Ausgrabungen ist auch das Reich der vornehmlich von deutschen Banken gebauten Bagdadbahn. Der Prophet aber der assyriologischen Renaissance ist, wie man weiß, der gute Professor Deligisch, der unvorsichtigerweise im Eifer seiner Ausgrabungen die Offenbarung angerepelt hatte.

Der Kampf um Deligisch, der auch ein Kampf um den Kaiser ist, dient dem stillen Beobachter zum unerforschlichen Quell psychologischer Belustigung. Als Wilhelm II. den Anrenpler der Offenbarung durch augenfällige Guldbeweise „ausgezeichnet“ — wie der korrekte Hofberichterstatler sich auszudrücken pflegt — brach ein Taifun der Begeisterung in den Eirkeln der liberalen Theologie, der liberalen Presse und des liberalen Bürgertums aus. Diese Bourgeoisie, die schon angefangen hatte, dem Beispiel des heiligen Paasche zu folgen und in den ersten Reihen geschnitzter Kirchenstühle über die Ausfichten von Laurahütte und Vochumer Gufstahl nachzugrübeln, hielt inne und beeilte sich, zur angefamnten Aufklärung von der angewöhnten Offenbarung zurück-zukehren. Deligisch war der Held, und der Offenbarungskurs sank unter Pari. Unterdesen war ja ohnein die Epoche der christlich-frommen, Kirchenbauenden Banquiers über Noabit und Plageniee verschwunden. Dann kam die Epistel an Hollmann. Die Konjunktur war über Nacht verändert. Babylon-Aktien fielen rapid, Offenbarung stieg. Deligisch entwich in die Verbannung der Ungnade. Dryander und auch Stöder triumphierten über den Lieblings theologen Rudolf Rosses, und im Herrenhause forderte der streitbare Ritter Durant, auf den Universitäten dürfe kein Professor guldnet werden, der nicht an Wunder glaube.

Indessen es zeigte sich bald, daß man das kaiserliche Sendschreiben falsch beurteilt hatte. Als Ausgraber und Prophet babylonischer Wiedergeburt war Deligisch noch immer beliebt. Und so konnte die deutsche Orientgesellschaft dem für diesen Freitag zu einem neuen Vortrag von Deligisch einladen und auf den Einladungskarten verheißungsvoll hinzusetzen: „Da Seine Majestät der Kaiser und König die Gnade gehabt hat, Allerhöchstein Erkeinen in Aussicht zu stellen, werden die Saalthüren pünktlich um 8 $\frac{1}{2}$ geschlossen werden.“ Und vorsichtigerweise war hinzugesetzt: „Der Vortrag ist nicht zu verwechseln mit dem von Herrn Professor Deligisch für den nächsten Winter geplanten Schlußvortrag über Babel und Bibel.“

Die Singalademie war dem auch am Freitag erfüllt von der Elite der Assyriologie und der assyriologischen Interessenten, will sagen der gesamten guten Gesellschaft. Dort wo sonst die Chorsänger der Matthäus-Passion sitzen, leuchteten sogar babylonisch

interessierte Uniformen. Kurz nach der anberaumten Zeit erschien denn auch in der Loge der Kaiser, seine Frau und Hollmann.

Herr Delitzsch berichtete über seine babylonischen Reiseerinnerungen. Der gute Professor hat das schöne Selbstbewußtsein eines akademischen Spezialisten, der seine Wissenschaft für das Centrum der Welt hält. Er spricht mit starrem, teils sächsisch, teils pastoral gefärbtem Pathos, mit immer gleichmäßigem Temperament, auch wo er Gleichgültigstes erzählt. Ein paar Kollegspäße weht er ein, die allemal stark belacht wurden. Sonst war es eine der üblichen Reisebeschreibungen, mäßig feuilletonistisch, voll der vorchristlich-mäßigen „Erlebnisse“ und Abenteuer, ohne jede wissenschaftliche Enthüllung.

Er begann mit einem prunkenden Gemälde des alten Babylonien, dieses Paradieses von — Kanälen; der Ruhm dieser heute recht modern wirkenden Herrscher bestand in der Anlage von Kanälen. Heute ist das Paradies eine Wüste, ein Reich des Schuttes, ein Land verglimmenden Lebens, durch das zwei Thränenströme rinnen, und in dem eine elende und spärliche Bevölkerung haust.

Dann schildert er seine Reiseerlebnisse: Der Professor wird, wie sich das versteht, von Fliegen gequält, von Heuschrecken überfallen, von unsäglicher Hitze geplagt, von Stürmen bedroht, vom Regen durchnäßt. Er reitet tagelang auf Pferden, die plötzlich nicht weiter wollen, und er gelangt in Wohnstätten, wo es keine Waschkücheln giebt. Im Hintergrunde drängen die vielen Kurden, welche die Ungelegenheit haben, Reisende bis aufs Hemd ausziehen, die sich aber offenbar an einen deutschen Professor nicht heranwagen.

Zum Schluß gab er einige Ergebnisse der Ausgrabungen. Man hat die nicht ganz neue Entdeckung wieder entdeckt, daß die Schriftzeichen auf ursprüngliche Symbolzeichnungen des in dem Begriff bestimmten Dinges oder der durch ihn auszudrückenden Thätigkeit zurückzuführen seien. Als eine Leistung deutschen Scharfsinns, wie sie in gleicher Genialität keinem Volke der Welt gelungen sei, feierte er begeistert, daß es erreicht sei, den Grundriß von Bauten zu bestimmen, die noch unausgegraben unter der Erde liegen. Die Ziegel, aus denen die Gebäude bestehen, saugen nämlich Feuchtigkeit auf und so entstehen auf der Erdoberfläche feuchte Stellen dunklerer Färbung, in denen sich der Grundriß der verschütteten Bauwerke abzeichnet, wie etwa die Form einer fettigen Hand auf Papier.

Und der große Aufreißer Delitzsch? Stöcker mag ruhig sein. Der Professor hielt sich treulich an der kaiserlichen Weisung und puschte mit keiner Silbe in die Theologie. Dafür brachte er bei jeder Gelegenheit starke Bekenntnisse seiner Gottgläubigkeit und ließ seine kritische Neigung an einem ungefährlicheren Objekt aus: an dem alten Herodot, der sich Märchen orientalischer Phantasie als Wahrheit habe aufschwätzen lassen.

Besonders trat außer der Frömmigkeit seine Huldigung für den Sultan und dessen Regierung hervor. Herr Delitzsch feierte den Sultan, als ob der Sultan deutscher Kaiser oder Delitzsch türkischer Professor wäre.

Ganz am Ende kam — hastig aufblühend und halb versteckt — die eigentliche Pointe des Ganzen. Verzückt schaute der Professor in die Zukunft, da Babylonien wieder das alte Paradies werden würde, so „Allah will“ und die — — Bagdadbahn gebaut ist.

Eine Bahn im Paradies! Kann ich da noch widerstehen? Auch ich werde Ägypten werden, Keilschriften studieren und — Bagdadbahn-Aktien von der Deutschen Bank kaufen. So habe ich nicht umsonst Delitzsch gehört. . .

Jo e.

Kleines feuilleton.

xc. Flüchtlingsabenteuer aus dem tolen Jahre. Anno 48 haben viele unter mancherlei Umständen und in mancherlei Gestalten das Weite gesucht. Der Bürgertönig Louis Philipp zeigte im Augenblick der Flucht die meiste Besorgnis um das Portefeuille mit den geliebten Wertpapieren, während ihm die teuren Anverwandten als überflüssiger Ballast für den Reisewagen erschienen. Sein Minister Guizot, der Mann der mittleren Linie, machte sich in Weiberkleidern aus dem Staube. In der nämlichen Maske entzog sich der Papst den Liebesbeweisen seiner Untertanen. Unter welcher Firma der Karätschenprinz nach der Straßenschlacht sein Gottesgnadenbewußtsein nach England exportierte, ist neuerdings in die Erinnerung gerufen worden. Als dann bald hier, bald da, früher oder später überall die Reaktion wieder Oberwasser bekam, trat auch an Revolutionäre die Notwendigkeit heran, sich auf dem Wege der Flucht den Jaugarten des Standrechts zu entziehen. Sie haben dabei durchweg größeren Mut bewiesen, als die gekrönten Häupter und ihre Handlanger; aber erklärlicherweise hat es auch bei der Flucht von Volksmännern nicht an tragikomischen Umständen bekannteste Scene dieser Art freilich — Georg Herwegh, unter die bekannteste Scene dieser Art freilich — Georg Herwegh, unter dem Spritzleder eines von seiner Frau kutschierten Wagens versteckt, auf der Flucht — ist nicht wahr, wenn auch von den „Liegenden Blättern“ nicht übel erfunden. Den nämlichen Apriltag des tolen Jahres und der nämlichen revolutionären Unternehmung gehören die ganz romanhaft klingenden Flüchtlingsabenteuer von Franz Sigel, die zwar auch des lombischen Weigeschmacks nicht ganz entbehren, aber der Courage des angehenden Revolutionsgenerals das allerbeste Zeugnis ausstellen.

Er befehligte bei dem loßlos angefangenen und loßlos durchgeführten Putsch, der sich an den Namen Heders knüpfte, eine der drei Angriffskolonnen: zum Unterschied von seinen Kollegen mit

militärischer Sachkenntnis. Aber an dem mangelnden Zusammenwirken wäre der größte Feldherr gescheitert. Nach der Hederschen Niederlage bei Mandern war die ganze Unternehmung eigentlich schon gescheitert. Sigel aber unternahm noch am Ostermontag (24. April) mit 400 Mann einen Vorstoß auf Freiburg, um die dort aufgestandenen Republikaner nicht thatenlos im Stich zu lassen.

Aber er kam zu spät. Inzwischen war die Stadt nach heftigem Kampfe bereits durch badische, heßische und nassauische Truppen eingenommen worden. Davon wußte Sigel nichts, als er mit Mögling zusammen an der Spitze des 30 Mann starken Vortrupps aus dem Eternwalde herauskam: alles war still, kein Feind zu sehen. So rückte er über die Dreisambrücke gegen das weit geöffnete Schwabenthor an. Auf einmal tauchten links und im Rücken feindliche Truppen auf, gleichzeitig ward der Thordurchgang besetzt und ein heftiges Feuer auf die Republikaner eröffnet, dem der Fahnen-träger und etliche andre zum Opfer fielen. Unter Rat war teuer, da ein Vorgehen nicht möglich und die Verbindung mit dem Gros abgeschnitten war. „Rette sich, wer kann!“ war also die einzig mögliche Losung. Sigel, Mögling und einige andre flüchteten längs der Dreisam in einen umzäunten Holzhof, der zwar bald von feindlichen Schützen umstellt, aber zum guten Glück nicht unterjocht wurde. Da lagen sie nun etliche Stunden bei strömendem Regen in einem kleinen Graben. Um einen Ausweg aus der unangenehmen Lage zu suchen, ward ein Kundschafter entsandt, und zwar nirgendwo anders hin, als geradezu in die Höhle des Löwen: über Graben und Wall in die Stadt. Er kehrte mit der frohen Botschaft zurück, daß ein Freund sie hinter der Stadtmauer erwarte. An einer Stelle, wo die Luft rein war, ging es also unter Zurücklassung der Gewehre und Säbel über die Mauer nach Freiburg hinein, das von Militär wimmelte und gerade eine allgemeine Schiagd auf „Rebellen“ erlebte.

So sah nun Sigel in einer Mausefalle, aus der anscheinend kein Entinnen war. Er ward im Hause eines Tapetenfabrikanten untergebracht, dessen Sohn auf seiten des Volkes gekämpft hatte, und machte sich zunächst daran, einen riesigen Weid und eine Kaffeemaschine zu vertilgen, die ihm von der siebzehnjährigen Tochter des Hauses serviert wurden. Seine Laune ward auch dadurch verbessert, daß er in dem Zimmer eine Studentenmütze, eine lange Pfeife und Tabak entdeckte, mit denen er sich alsbald ausrüstete. Abtühelnd wirkte dagegen der mit klingendem Spiel erfolgende Vorbeimarsch einer Infanteriekolonnen, an deren Spitze der ehemalige Regimentskommandeur des Eskientenans einherritt. Gleich darauf klopfte es, zwei heßische Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett stürmten herein und verlangten den Hausbesitzer zu sprechen. Da er nicht antworfend war, entfernten sie sich wieder, ohne zu ahnen, welch' kostbarer Fang ihnen entgangen war. Aber Sigels Weiben war nicht mehr in dem Asyl; denn die Tochter hat ihn, das Haus zu verlassen, da sie 22 Mann Einquartierung bekommen hätten; die Soldaten sprächen von ihm und drohten, ihn zu „vervierteilen“, so sie ihn kriegen. Mit dem Ausruhen war es also vorbei, und Sigel wagte sich unter Mitnahme der Mütze und der langen Pfeife als Student auf die Straße. In dieser Verkleidung kam er unbehelligt an einem herrlichen Sergeanten vorbei, der an der Hausthüre stand. In einem Wirtshaus fand er seinen betrogenen Freund Mögling wieder, der dreist und gottesfürchtig mit mehreren Soldaten an einem Tische saß und Karten spielte. Zusammen steuerten die beiden dem nördlichen Stadthor zu, wo sie zwar von der Wache visitiert wurden, aber ungehindert passieren durften.

Gemeinsam marschirten sie bei Nacht durchs Freie bis Kirchgarten am Ausgang des Höllenthal. Hier zog Mögling es vor, sich seitwärts in die Büsche zu schlagen, da ein württembergisches Kavallerieregiment anrückte, von dem er erkannt worden wäre. Sigel kam unaufgehalten vorbei und traf nachher wieder mit Mögling zusammen. Nach einer äußerst mühsamen Tour über den Welchen gelangten sie in der nächstfolgenden Nacht nach dem Bade bei Sulzburg und wurden vom Badewirt freundlich aufgenommen, gleichzeitig aber gewarnt, daß Sulzburg von badischen Dragonern besetzt sei. Darum verdusteten sie sich bei Tagesanbruch nach dem dem Kurort benachbarten Höhen. Als Signal für den Fall einer Gefahr sollte der Sohn des Wirtes auf der Flöte einen Marsch pfeifen; erlönte dagegen ein Walzer, so sei die Luft rein und sie könnten unbesorgt ins Thal herunterkommen. Am Abend wurden ihre Ohren durch die fernen Klänge des Walzers erfreut. Sie eilten zum Bade und erfuhren, daß alles bereit sei, um sie über den Rhein in Sicherheit zu bringen. Hier war die letzte Gefahr zu bestehen: die Möglichkeit eines Zusammenstreffens mit den Grenzgardarmen. Um deren Spähen auszuweichen, wurden die Flüchtlinge ein halbes Stündchen vom Rhein durch zwei Männer mit Gewehren in Empfang genommen, die sie auf den Schleichtwegen der Schmuggler durch den Grenzfordon geleiteten. Mögling und Sigel legten diese gefährvolle Strecke zurück, die gespannte Pistole in der Hand. Sie mühten sie auch noch fertig zum Gebrauch halten, als es auf einem Raden an einer kleinen Insel vorbei über den Strom ging. Als dessen Mitte erreicht war, konnten sie „Bahn in Ruh“ sehen; denn nun waren sie auf französischem Gebiet. Die badischen Nachhaber hatten also das Nachsehen; die einzige Rache, die sie an dem entronnenen Sigel nehmen konnten, bestand darin, ihn in contumaciam, d. h. auf dem geduldigten Papier, zu lebenslänglichem Gefängnis zu verdonnern. —

ss. Gassisch. Wer nichts weiter vom Arabischen kennt, hat doch wenigstens schon zwei Worte dieser Sprache in seinem Leben gehört,

Das eine ist das Haschisch, das andre das Haschisch. Beide haben inhaltlich gar nichts mit einander zu thun, denn Haschisch ist eine Art von Betäubungsmittel, das aus indischem Hanf bereitet wird. Es spielt im Orient eine ähnliche gewichtige und gefährliche Rolle wie das Morphinum in Europa oder das Opium in China. Namentlich in Aegypten fordert das Haschisch unzählige Opfer, da es zu Wahnsinn und Verbrechen treibt. Eine gründliche Untersuchung von Dr. Warnock, dem Leiter des ägyptischen Krankenhauses für Irren in Kairo, erbringt hierfür einen entsprechenden Beleg. Vermutlich war ein arabischer Arzt Namens Ibn Beitar der Erste, der (im Jahre 1235) das Haschisch als eine Ursache von Wahnsinn erkannte, jedoch war Haschisch wahrscheinlich schon seit viel längerer Zeit in Gebrauch. Gegenwärtig wird es in Aegypten in großen Mengen genossen, obgleich seine Einfuhr gesetzlich verboten ist. Die Thatsache, daß während des Jahres 1901 in Aegypten 320 Centner Haschisch beschlagnahmt wurden, giebt eine Vorstellung von der Ausdehnung seines Gebrauchs. Meist wird das Zeug im Gozet, der ägyptischen Pfeife, und in Cigaretten geraucht, aber eine beträchtliche Menge wird auch in Pillen und in Süßigkeiten aller Art gegessen. Der gewöhnliche Grund, der von Kranken für das Genießen des Haschisch angegeben wird, ist ein allgemeines Gefühl des Vergnügens und der Zufriedenheit. Jedenfalls scheint es in Pillen und Süßigkeiten hauptsächlich aus Mäsherei genommen zu werden. Der Haschisch-Wahnsinn gehört zu den Vergiftungen, ähnlich den Wahnsinnserscheinungen infolge übermäßigen Genusses von Alkohol, Opium und Cocain. Dr. Warnock giebt eine ausführliche Beschreibung von den verschiedenen Folgen des Haschisch. Zuerst stellt sich eine vorübergehende Vergiftung ein, die von heiterer und scheinbar harmloser Ausgelassenheit begleitet ist. Angenehme halbtrübe Träume, nicht unähnlich denen des Opiumessers, beschäftigen den Geist, aber besondere Erregung wie bei der Alkoholvergiftung ist selten. Demnächst tritt ein Delirium ein, das mit Sinnesstörungen des Auges, des Ohres, des Geschmacks und des Geruchs verbunden ist. Große Aufregung, Ruhe- und Schlaflosigkeit sind auffallende Erscheinungen dieses Zustandes, jedoch fehlt das Zittern und die körperliche Erschöpfung, die beim alkoholischen Delirium auftreten. Die dritte Art ist eine heftigere Form der Erregung mit Sinnesstörungen, unzusammenhängender Geistesthätigkeit, Zerstörungswahn, Unanständigkeit und Neigung zur Gewaltthätigkeit. Furcht vor Vergiftung oder Verfolgung sind in diesem Zustande gewöhnlich. Außerdem können Niedergeschlagenheit und Angst mit Aufregung abwechseln. Diese geistigen Störungen werden dann allmählich chronisch. Gelegentlich folgt ihnen ein völliger Wahnsinn mit Verlust des Gedächtnisses, Teilnahmslosigkeit und schmutzigen Gewohnheiten, der bald zum Tode führt. Eine vierte Klasse macht sich durch unnütze Lebensgewohnheiten bemerkbar, durch Betteln und Stehlen und sittlichen Verfall. In den Anstalten machen sich diese Leute durch Arbeitszucht, falsche Anschuldigungen und ewige Klagen auf das äußerste lästig. Unüberwindliches Verlangen nach dem geliebten Gift ist beim Haschisch scheinbar nicht so stark wie bei der Trunksucht oder Morphinumsucht. In den früheren Stadien begehen die Haschisch-Kranken gewohnheitsmäßig Verbrechen und wandern gewöhnlich in's Gefängnis. Uebrigens ist Dr. Warnock der Meinung, daß die Unterschiede zwischen den Folgen der Trunksucht und des Haschischgebrauchs im wesentlichen auf den Verschiedenheiten der Rassen beruhen. Jedoch glaubt dieser erfahrene Arzt, daß das Haschisch für die Aegypter eine noch schwerere Plage bedeutet, als der Alkohol für die meisten Länder Europas. —

Aus dem Tierleben.

tz. Italiener-Hühner. Von allen Hühnerrassen haben sich die Italiener in neuerer Zeit die größte Verühmtheit errungen. Ja, sie sind sogar die einzige Rasse, die wirklich verbreitet ist und die man auch da kennt und hält, wo man von Hühnerrassen im übrigen nichts weiß. Wer in der Hühnerzucht soweit gediehen ist, daß er Rassen unterscheidet, der wird möglicherweise zu der Ueberzeugung kommen, daß schwere Hühner, wie z. B. die Bantottes, für ihn vortheilhafter sind, weil sie nicht nur zur Eierproduktion, sondern auch zur Fleischproduktion in hervorragender Maße zu verwenden sind. Trotzdem haben die Italiener ihren guten Ruf behalten, sie sind eben die besten Legehühner, die wir haben. Sie stammen, wie ihr Name sagt, aus Italien. Hierher sind sie wohl aus Asien schon in alter Zeit gelangt. In Italien fanden sie ausgezeichnete Lebensbedingungen, sie erwiesen sich hier als äußerst nützliche Tiere. Eine Folge davon war, daß die Bevölkerung sich sehr eifrig mit der Hühnerhaltung beschäftigte, und dies um so mehr, als die Nachfrage nach italienischen Hühnern in den Nachbarländern immer reger wurde. Es entstand ein blühender Handel, der noch heute besteht. In Italien züchtet man aber die Hühner nicht nach bestimmten Regeln, die Tiere sind daher in Form und Farbe sehr verschieden. Was wir dagegen jetzt als Italiener bezeichnen, das ist eine scharf umgrenzte Rasse, deren ursprüngliches Material zwar aus Italien stammt, die aber in Amerika und England herangezüchtet worden ist. Im Jahre 1835 begann die Zucht italienischer Hühner in Nordamerika. Hier hatten sie sich bereits zu einer schönen, wegen ihrer reichen Eierproduktion begehrten Rasse entwickelt, als sie im Jahre 1870 nach England gelangten. Unter der Hand der englischen Geflügelzüchter bekamen die Italiener oder Leghorns, wie sie nach der Stadt Livorno (englisch Leghorn) genannt wurden, eine noch weitere Durchbildung. Bald gelangten nun die Italiener auch nach Deutschland und auch hier wurde die Rasse mit großem Eifer stetig ver-

vollkommenet. Das Italiener-Huhn hat im allgemeinen die bekannte Landhuhn-Form, es ist aber ziemlich groß. Die Ohrscheiben sind rein weiß, die Beine gelb und unbefiedert. Es giebt recht verschiedene Farbenschläge: weiße, schwarze, gelbe, silberfarbige, redbuhnfarbige, gesperberte.

Das Italiener-Huhn legt jährlich bis zu 170 Eiern, die bei jungen Tieren 50, bei älteren 65 Gramm wiegen. Die Küken werden sehr bald legerreif, meist schon im Alter von fünf Monaten. Wenn nun das Italiener-Huhn bei dieser gewaltigen Fruchtbarkeit wenig Fleisch giebt, so ist das kein Fehler. Hervorragende Eierproduktion verträgt sich eben nicht mit großer Fleischergiebigkeit. Dagegen haben die Italiener allerdings einige unangenehme Eigenschaften. Sie sind sehr unzuverlässig im Brüten. Man thut daher gut, die Eier durch Hennen anderer, zumal schwerer Rassen oder durch Puten ausbrüten zu lassen. Ein Fehler ist es auch, daß die Italiener-Hühner nie recht zahm werden. Sie sind immer aufgeregter und furchtsam, sie legen dem Menschen gegenüber ihre Wildheit nie ganz ab. Zusammen sind die Fehler nicht so groß, daß sie die Bedeutung dieser vorzüglichen Rasse nennenswert herabsetzen könnten. —

Humoristisches.

— Begreiflich. „... Sind Sie sprachkundig, mein Herr?“
 — „Gewiß — ich kenne die Schimpfworte aller Nationen der Erde — ich bin nämlich Automobilist!“ —
 — Hausmittel. „... Aber, Mosbauer, ich habe Ihnen doch schwichen verordnet — und Sie sitzen hier vor einer Schüssel voll Knödel?“
 — „Ja, wissen S', Herr Doktor, i' ess' halt, bis i' schwich!“
 — Nicht abzuschütteln. Hausherr: „Wenn ich nicht ein viel zu gutmütiger Mensch wäre, würde ich Sie samt Ihrem Kram hinauswerfen!“
 Hausierer: „Vielleicht Buch gefällig: „Wie werde ich energisch?“ —
 („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Von Thomas Mann's Roman „Buddenbrooks“ (Berlin. S. Fischer) ist eine neue, wohlfeile Ausgabe (geb. 5 M., geb. 6 M.) erschienen. —
 — Karl Saueremann, früher am Deutschen Theater, ist für das Neue und Kleine Theater engagiert worden. —
 — John Lehmanns Komödie „Mayerchen“ ist die nächste Novität des Bunten Theaters. —
 — In Rothenburg a. d. Tauber gelangt das historische Festspiel „Der Meistertrunk“ (mit darauffolgendem Festzug und Feldlager) am Pfingstmontag zur Aufführung. —
 — „Chinesische Flitterwochen“, ein dreiaktiges Operetten-Bauedeville von Talbot, gelangt am 25. d. Mts. im Central-Theater zur ersten deutschen Aufführung. —
 — Das Liederpielhaus bei Kroll übernimmt für diesen Sommer Karl Jahnke; es werden daselbst von Mitte Mai an kleine Liederpiele und Follien aufgeführt werden. —
 — Sousa wird mit seiner amerikanischen Kapelle im Mai in der Philharmonie mehrere Konzerte geben. —
 — 43 in München lebende sächsische Maler, darunter Th. Th. Peine, Fritz v. Uhde u. a., haben ihre Beteiligung an der Dresdener sächsischen Kunstausstellung abgesagt. Grund: ihrer wiederholten Bitte um eigne Räume unter eigener Jury ist nicht entsprochen worden. —
 — Die gut erhaltenen Ruinen einer bis jetzt ganz unbekannt antiken Stadt im alten Pamphylien hat eine von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft und Kunst und Litteratur in Böhmen ausgerüstete Forschungs Expedition entdeckt. —
 t. Ein „Botanisches Wüsten-Laboratorium“ wird in der Nähe der Stadt Tucson errichtet werden. Man will namentlich die Wüstenpflanzen aus den Gattungen Cereus, Opuntia, Chinosakus etc. beobachten, die in den Staaten Texas, Neu Mexiko, Arizona, Kalifornien und in den angrenzenden mexikanischen Provinzen Sonora und Chihuahua vorkommen. —
 — In der Treprow-Sternwarte beginnt heute (vormittags 11 Uhr) Direktor Archenhold einen Vortragschluß „Weltanschauung und Himmelskunde“, den er im Auftrage der Freien Hochschule hält. Die Vorträge finden an fünf Sonntagen statt. —
 c. Die kleinste Universität der Welt befindet sich in Sierra-Leone, der britischen Kolonie an der Westküste Afrikas. Die Universität wurde vor drei Jahren in Fours-Bey, nicht weit von Freetown, der Hauptstadt von Sierra-Leone, gegründet. Ihrem Aeußeren nach würde man sie eher für eine bescheidene Dorfschule als für einen Palaß der Wissenschaften halten, wie wir sie in Europa zu sehen gewohnt sind. Sie ist trotzdem ziemlich gut eingerichtet und enthält Vortragsäle, ein Laboratorium, ein naturgeschichtliches Museum und eine Bibliothek. Es fehlen ihr nur — Schüler. ... Gegenwärtig sind es neunzehn, die die Kurse besuchen. Dafür hat die Universität von Fours-Bey fünf Professoren, so daß also auf jeden fast vier Schüler kommen. —
 Vormwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.